Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 7 (1913)

Heft: 7

Artikel: Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten (Text : Matthäus 25, 14-30)

Autor: Pfister, Benj.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133037

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten.*)

Text: Matthäus 25, 14—30.

Wie ein Mensch, der auf Reisen ging — der rief seine Knechte und übergab ihnen sein Vermögen, und zwar gab er dem einen fünf Talente, einem andern zwei, einem andern eins, jedem nach seiner Fähigkeit, und so reiste er weg. Alsbald ging der, der die fünf Talente empfangen hatte, hin und arbeitete mit ihnen und verdiente andere fünf Talente. Ebenso gewann der mit den zweien zwei andere. Der aber, der das eine empfangen hatte, ging hin, machte eine Grube in die Erde und versteckte das Geld seines Herrn. Nach langer Zeit aber kommt der Herr jener Knechte und rechnet mit ihnen ab. Und der, der die fünf Talente empfangen hatte, trat herzu, brachte andere fünf Talente herbei und sprach: Herr, fünf Talente hast du mir übergeben; sieh', andre fünf Talente habe ich gewonnen. Sein Herr sprach zu ihm: Gut, du wackrer und treuer Knecht, über wenigem warst du treu; über viel will ich dich setzen: Geh' ein zu deines Herrn Freude! Da trat auch der herzu mit den zwei Talenten und sprach: Herr, zwei Talente hast du mir übergeben; sieh', andre zwei Talente habe ich gewonnen. Sein Herr sprach zu ihm: Gut, du wackrer und treuer Knecht, über wenigem warst du treu, über viel will ich dich setzen: Geh' ein zu deines Herrn Freude! Es trat aber auch der herzu, der das eine Talent empfangen hatte und sprach: Herr, ich kannte dich, daß du ein harter Mann bist; du erntest, wo du nicht gesät hast und sammelst ein, wo du nicht ausgestreut hast. Und weil ich mich fürchtete, habe ich dein Talent in der Erde vergraben; sieh', hier hast du das Deine. Da antwortete sein Herr und sprach zu ihm: Du schlechter und träger Knecht; wußtest du, daß ich ernte, wo ich nicht gesät habe, und einsammle, wo ich nicht ausgestreut habe? So hättest du doch mein Geld bei den Bankhaltern anlegen sollen, und ich hätte bei meinem Kommen das Meine mit Zinsen abgehoben. So nehmt denn das Talent von ihm und gebt es

*) Eine akademische Predigt.

dem, der die zehn Talente hat. Denn jedem, der da hat, dem soll gegeben werden, ja er soll überreichlich bekommen; von dem aber, der nicht hat, soll auch das genommen werden, was er hat. Und den unbrauchbaren Knecht werft hinaus in die Finsternis draußen. Dort wird es heißen Heulen und Zähneknirschen.

(Uebersetzung von Johannes Weiß in den „Schriften des neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt".)

Liebe Kommilitonen! Einen ungewohnten Weg der Textbehandlung wollen wir heute miteinander gehen. Ich lade euch ein, mit mir ein Gemälde anzuschauen, und zwar das berühmte Bild des Malers Burnand, das unser Gleichnis von den anvertrauten Talenten darstellt. Wer von uns kennt es nicht, dieses ernste, tiefsinnige Gemälde! Vor ihm möchten wir nachdenkend stille stehen. Welche Probleme und Wahrheiten müssen gerade uns aus diesem Kunstwerk entgegentreten?

I.

Soll ich das Bild beschreiben? Da sehen wir in weiter Säulenhalle, von welcher der Blick über See und Berge schweift, den ehrwürdigen Herrn des Hauses. Ihm gegenüber drei Männer, seine Knechte. Zwei von ihnen, edle Gestalten, schauen mit offenem, ernstem Blick ihrem Gebieter ins Auge. In ihrer Haltung ist feste Willenskraft gepaart mit tiefer Demut. Ihre Hände tragen goldgefüllte Beutel. Ruhig und getrost erwarten sie das Urteil ihres Herrn. Sein Gut haben sie tätig treu verwaltet.

Aber siehe, hinter den beiden der dritte! Wie ganz anders, wie so jämmerlich steht der da. Scheu und feige scheint er sich verbergen zu wollen vor dem Angesicht des Gebieters. Schlaff, willensschwach ist seine Gestalt, der Rücken gekrümmt, der Kopf gebeugt, Haar und Bart struppig. Das einzig Starke was noch in ihm lebt, ist verhaltener Trotz, verbissene Starrköpfigkeit.

Auf diesem Aermsten, Treulosen bleibt unser Auge unwillkürlich haften. Ist nicht tiefes Mitleiden das erste, übermächtige Gefühl, das beim Anblick des verwahrlosten Menschen uns übermannt? Wir empfinden: Uns steht es nicht zu, den Stab zu brechen über diesem verlorenen Sohne.

Und von dem Elenden auf dem Kunstgemälde geht unser Sinnen und Denken weiter zu all' den Mühseligen und Beladenen, zu all' den Entgleisten und Gefallenen, zu all' den Zerrütteten und Schiffbrüchigen der wirklichen Welt, der gegenwärtigen Zeit. Von unserer akademischen Höhe schauen wir hinunter in die Niederungen des Lebens, in denen Tausende seufzen und weinen, sündigen und verkommen. Es ist wahr, diese Armen an Geist und Gut sind oft treulose Menschen, sie häufen Schuld auf Schuld, böse Geister sind in ihnen entfesselt. Sollen sie uns deshalb widerwärtig sein? Wagen wir, sie zu richten? Sind wir denkende Menschen und begreifen nicht, welch' inniger Zusammenhang bestehen muß zwischen äußerer Lebensstellung und innerer Lebens-

haltung? Wieviel Willensenergie, wieviel Stetigkeit und Reinheit der Gesinnung braucht es, aus einem dürftigen, gedrückten Dasein etwas Rechtes zu machen? Wie ist es — menschlich gesprochen — verständlich, wenn diejenigen, die nur ein Talent empfangen haben, die vom Glück und von günstigen äußeren Umständen verlassen sind, mutlos werden und sprechen: Was soll ich mit dem einen Talent, mein Leben ist so schwer, ich bringe es doch zu nichts, ich vergrabe mein Weniges in Trübsinn und Trotz.

Freunde! Mitleiden, mittragen, im tiefsten Sinne soziales Verstehen, besitzen wir diese echt menschlichen und göttlichen Kräfte? Ist nicht gerade der Akademiker in Gefahr, daß diese Kräfte in ihm verkümmern? Nicht nur das mehr oder weniger sorgenfreie Studentenleben erzieht ihn in dieser Hinsicht zur Gedankenlosigkeit; sondern die einseitig wissenschaftliche Beschäftigung an sich trennt uns von der lebensvollen Wirklichkeit, macht uns selber einseitig, selbstsüchtig. Wir suchen die Wahrheit. Aber wüßten wir nur, wie unsere begrifflichen, philosophischen und theologischen Wahrheiten so oft eine Scheinwelt sind, die in unüberbrückbarer Ferne steht zur tatsächlichen Welt mit ihren harten Problemen und tiefen Schmerzen. Wenn ich in meiner Studierstube ein gelehrtes Buch lese, um theoretische Wahrheiten mich bemühe, und dann hinaustrete in meine Gemeinde und die Sünder und die Armen besuche, dann kommt oft blitzartig die Erkenntnis über mich: Diese trübe Wirklichkeit schreit nach der Wahrheit des lebendigen Gottes, und diese Wahrheit Gottes muß etwas ganz anderes sein, als alle meine philosophischen Ansichten. Beseligende Kräfte, umwälzende Mächte sollten hier eingreifen! Warum besitze ich sie nicht? Ich bin ein Armer und meinen vermeintlichen Reichtum ziehe ich so oft aus einem Scheinleben und Scheinwissen.

Nicht sozial wirken im großen Stil soll der Studierende. Ihm muß es erste Pflicht sein, seine geistige und sittliche Persönlichkeit aufzubauen. Aber gerade zu diesem Aufbau ist das große, ich möchte sagen „objektive" Mitleiden nötig, ohne das unsere Individualität etwas Krüppelhaftes bleibt. Aus der Wirklichkeit draußen, aus den Schmerzen, Sorgen und Sünden der Umwelt müssen wir unser Geistesleben nähren, wenn es nicht in dürrem Intellektualismus verkümmern soll, wenn wir nicht verarmen wollen in blasiertem Subjektivismus, in eitlem Selbstkultus, der auf dem religiösen Gebiet ebenso verkehrt und gefährlich ist wie anderswo.

Warum aber mit unserm Denken und Empfinden uns herniederneigen zu den Geächteten und Verwahrlosten? Diese Frage richtet unsern Blick wiederum auf das Gemälde, das unserer Betrachtung zum Texte dient. Seht, der treulose Knecht ist nicht allein da, sein Herr steht vor ihm. Das ist sein Adel, daß er seinem Gebieter gegenübersteht, daß er trotz seinem Elend zu ihm gehört. Alles was Menschenantlitz trägt, trägt auch Gottes Bild in sich, diese Gewißheit die in Jesus Christus uns aufleuchtet, ist allein befähigt, den Bruder-

sinn, die Liebe zu allem, „was unter uns ist," in uns zu wecken und zu stärken.

Also was an uns liegt, nicht selbstsüchtige Gleichgültigkeit, nicht hartes Urteil, sondern nur tiefes Mitleiden mit dem treulosen Knechte. Wundert es uns aber nicht, wenn wir nun hören, wie der Gebieter selber ein unerbittliches Urteil spricht über den Beklagenswerten: hinaus mit dir in die Finsternis!

Schuld soll Schuld bleiben in allen Verhältnissen? Will uns das nicht, gerade wenn unser Herz mitfühlend schlägt, ungerecht, unmöglich erscheinen? Aber — wagen wir an dieser Tatsache zu rütteln? Haben wir es je zustande gebracht, nach eigenem Fehlen und Fallen den Gedanken an unsere persönliche Schuld zu verbannen? Lehnt sich nicht unser Bestes, unser gottverwandtes Wesen in uns auf, wenn wir in einer modernen Tragödie die Worte lesen: Es gibt keine Sünden, es gibt nur Nerven, — oder wenn ein bekannter Antisemit unserer Tage das Schuldbewußtsein der alttestamentlichen Frommen aus physischen Zusammenhängen ableitet? Wollen wir angesichts des ungetreuen, verwahrlosten Knechtes miteinander streiten über die Willensfreiheit? Wir empfinden, wie wenig solch theoretisches Disputieren dem ganzen Ernst, der tiefen Tragik der Wirklichkeit gerecht würde. Nein, wir verlassen den von seinem Herrn Gerichteten im Gefühl der eigenen Verschuldung und mit dem starken Entschluß: ich will fühlen für dich und deine Brüder. Im übrigen schweigen wir und überlassen alles Richten, alles Abwägen von Schuld oder Nicht-Schuld dem Herrn, vor dessen Auge alle stehen.

II.

Von der Jammergestalt des treulosen Knechtes fällt unser Auge auf die beiden Edelgestalten, die getreuen Diener ihres Herrn. Von ihrem verwahrlosten Genossen heben sie sich ab, wie frohes, reines Licht sich abhebt von dunklem Hintergrund. Beim Anblick dieser Menschen wird unser Herz stark und weit von Sehnsucht. Wir empfinden: Diese beiden Treuen haben ihre Bestimmung erfaßt, ihre Pflicht erkannt und getan; aufrecht, mit getrostem Blick und doch so demutsvoll treten sie vor ihren Herrn, um von ihm das Urteil zu empfangen. Diese schlichten, aber gerade in ihrer Schlichtheit großen Persönlichkeiten beschämen uns. Und bei all' unserm Wissensstolz und Forschungstrieb und akademischem Bürgerrecht müssen wir daran zweifeln, ob wir mit unserm Denken und Handeln das Lob verdienten: Du wackrer und treuer Knecht!

Woran liegt es aber, daß die nachdenkende Vertiefung in die beiden Edelgestalten unseres Gemäldes uns beschämt und zugleich das Sehnen in uns erweckt nach eben solcher Höhe und Größe? Seht, diese Männer tragen ohne Zweifel Ueberzeugungen und Kräfte in sich, die gerade dem modernen Menschen zu entschwinden drohen: sie wissen sich abhängig von ihrem Herrn, sie haben ihm gegenüber ein

lebhaftes Verantwortungsgefühl, für ihn zu arbeiten ist ihr Lebenszweck; ihre Pflicht, nicht ihr Ich steht im Mittelpunkt ihres Trachtens und Tuns; vom „sich selber ausleben" wissen sie nichts, aber volle Freude ist es ihnen, in selbstloser Arbeit sich einzuleben in den Willen ihres Herrn; sie wollen nicht selbst Herren und Götter heißen, ihr Adel und ihre Ehre ist, Knechte, schlichte Diener zu sein; nicht die Leistungen ihrer Person, sondern die Treue ihres Lebens gilt ihnen als das Entscheidende.

Liebe Zuhörer, ihr merkt, daß ich hier altmodisch gewordene Lebensideale — in den beiden treuen Knechten verkörpert — der modernen Lebensauffassung entgegenstelle. Dort: Gebundenheit an eine höhere Macht und infolge dessen Freiheit von sich selber und der Vergötterung seines Ich, den ganzen Willen gerichtet auf Arbeit und Pflicht, die ein Gottesdienst sind; hier: die freischwebende, isolierte Individualität, gekettet an sich selber, sich selbst auch beweihräuchernd, die einzige Sorge, dieses Ich zu entfalten, es will nicht Knecht sein und Diener, sondern Herr, souveräner Gebieter. — Wo liegt die Wahrheit? Auf welcher Seite sind die höhern Lebenswerte? Welches ist der rechte Weg, welches die Verirrung?

Ich glaube, wir Menschen von heute, wir Suchende der Gegenwart müssen zurückkehren zu Grundüberzeugungen und Grunderfahrungen des früheren christlichen Lebensideals, wie sie aus unserm Gleichnis, aus den Gestalten der treuen Knechte uns entgegentreten. Gerade um unseren starken Persönlichkeitsdrang zu befriedigen, sollten wir wiederum den Anschluß suchen an Quellen, die in der Botschaft Jesu, in der Welt des Evangeliums rauschen. Zur Entfaltung des Besten in uns, zur wahren Schaffenskraft und Lebensfreude gelangen wir erst dann, wenn wir von gewissen modernen Lügen, Selbsttäuschungen und Irrpfaden uns befreien und den Mut haben, sogenannte altmodische Standorte einzunehmen. Diese praktischen Entscheidungen, die wir zu unserm wahren Lebensglücke treffen müssen, fasse ich auf als eine dreifache Rückkehr: Vom Ich zurück zu Gott, vom selbstischen Glücksverlangen zurück zum schlichten, nüchternen Pflichtbewußtsein, vom Herrengefühl zurück zur Demut und Treue des Knechtes und Haushalters.

Also erstens: Vom Ich zurück zu Gott. Wenn doch diese Rückkehr in allen modernen Wahrheitssuchern sich vollzöge! Erst wenn wir unser eigenes schwankendes Wesen und Leben in Zusammenhang wissen mit einem allwaltenden Gottesleben, erst wenn wir unser heimatloses Ich aus seiner Vereinsamung loslösen und ihm eine Heimat geben in der Welt des Vaters, erst dann erwacht in uns das rechte Freiheitsgefühl, das sichere Bewußtsein persönlichen Lebens, das freudige Streben nach dem Ideal, jene Gewißheit des Geborgenseins, die allein unserem Streben Stetigkeit gibt. Wer war freier, wer lebte harmonischer — trotz aller Tragik —, persönlicher, aus einheitlicherer Energie heraus,

als der Mann, der von sich sagen konnte: Meine Speise ist, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat und vollende sein Werk.

Und zum zweiten: Vom selbstischen Glücksverlangen zurück zum nüchternen, schlichten Pflichtbewußtsein. Ist nicht das unser Jammer, die sich stets rächende Selbsttäuschung unseres Lebens, daß wir die Daseinsfreude und den inneren Frieden zu erstreben suchen durch die angenehme Gestaltung unseres äußeren Geschickes. Es ist aber wie eine göttliche Ironie, daß alles bewußte, reflektierte Jagen nach Glück das Ziel nie erreicht. Es ist ein untrügliches Gesetz in der Welt Gottes, daß die wahre, kraftvolle Freude geknüpft ist an jene Selbstlosigkeit, die nicht sich freuen, sondern nur die Pflicht erfüllen will. Dieses Gesetz, das man nicht ungestraft umgeht, ist in wundervoller Paradoxie ausgedrückt mit den Worten des Evangeliums: Wer sein Leben gewinnen will, der wird es verlieren, und wer es verliert —, der wird es finden. Also zurück vom bewußten und gewollten Streben nach einem erquickenden Lebensinhalt, zurück zur selbstlosen Arbeit.

Endlich zum dritten: Vom Herrengefühl zurück zur Demut und Treue des Knechtes und Haushalters. Diese Rückkehr zu größter Schlichtheit in der Selbstbeurteilung fällt dem heutigen Menschen wohl am schwersten. Wie, wir moderne Leute mit unserm gesteigerten Ichbewußtsein, wir sollen unsern Frieden und unsere Kraft finden in der Stellung von Knechten und Dienern? Aber fragen wir uns: ist dieses Herrengefühl, das so stolz und doch wieder so jämmerlich sich ausnimmt, nicht nur eine eitle Selbsttäuschung, mit der wir unsere wirkliche Schwäche und Zerfahrenheit zudecken möchten?

Versuchen wir es einmal mit der Lebensauffassung, die alle Menschenarbeit als ein demutsvolles Dienen und Haushalten mit anvertrauten Gaben und Aufgaben betrachtet! Versuchen wir in Zukunft, nicht die glänzende Größe der Leistung, sondern das stille Leuchten der Treue zum Maßstab unserer Arbeit und unseres Urteilens zu machen! Und wir werden erfahren, daß gerade aus dieser unscheinbaren, meinetwegen altmodischen Schlichtheit unseres Denkens, Empfindens und Handelns die wahre Größe aufsteigt, die Befreiung des Göttlichsten in uns aus eitler Selbstsucht und Selbstbespiegelung. Fragt euch selber, Freunde, wer hat recht, wer hat die wahren Lebensquellen bloßgelegt? Nietzsche, wenn er sagt: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein," oder Jesus mit seinem Wort: „ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich diene?"

* * *

Liebe Kommilitonen! Die Betrachtung des Gemäldes von den anvertrauten Talenten hat uns angeregt, über tiefste, wichtigste und durchaus praktische Fragen unseres Lebens und Werdens nachzudenken. Wir schauten abwärts in die dunkle Wirklichkeit der Not und Ver-

schuldung. Wir blickten aufwärts in die Gotteswelt, die über uns ist, und von der wir nur mit dem größten inneren Schaden uns loslösen. Wir schauten einwärts in die Irrgedanken und Täuschungen unseres trotzigen, stolzen Herzens. Und wir haben — ich hoffe doch — bessere Wege, sicherere Standorte und Ueberzeugungen kennen gelernt.

Und nun: vorwärts, aus der Stille der gottesdienstlichen Stunde wieder ins tägliche Leben hinein. Unsere Losung sei: Mittragend die Not und Schuld der Brüder, innerlich gebunden an den lebendigen Gott, so wollen wir arbeiten als treue Haushalter im Dienste des höchsten Herrn! Amen.

Benj. Pfister.

Der religiöse Sozialismus und die Wissenschaft.*)

Hochgeehrte Versammlung! Es ist Ihnen allen bekannt, welche ungeheure Rolle die Wissenschaft im vergangenen Jahrhundert gespielt hat. Aus der naturwissenschaftlichen Forschung ist, grob gesagt, die Technik, aus dieser die Industrie, aus dieser der moderne Kapitalismus, aus diesem das Proletariat und der Sozialismus hervorgegangen. Wenn auch nicht die wesentliche, so ist doch die Wissenschaft jedenfalls keine unwichtige Voraussetzung all dieser Erscheinungen, die das gesellschaftliche Leben so gründlich umgestaltet haben. Dessen ist sich die moderne Welt und insbesondere der Sozialismus stets bewußt gewesen. Die Wertschätzung der Wissenschaft steht im Proletariat bis hinab zum letzten klassenbewußten Arbeiter in höchster Blüte. Die Wissenschaft ist geradezu die Religion des Kapitalismus geworden. Er tritt auf mit dem Anspruch höchster Wissenschaftlichkeit und hat eigene Wissenschaften aus sich entlassen und manchem Zweige der Wissenschaft wesentliche Impulse verliehen. Wir können auch nicht verkennen, welche ungeheure Zufuhr an Kraft und Zielbewußtheit dem Proletariate durch die wissenschaftlichen Leistungen der Väter des Sozialismus, insbesondere eines Karl Marx, zuteil geworden ist.

Aber auch auf allen anderen Gebieten des Lebens machte sich ein Zug nach vermehrter Wissenschaftlichkeit geltend, nicht zuletzt innerhalb der Religion, die sich ebenfalls vor dem Forum der modernen Wissenschaft rechtfertigen muß. Man will einen wissenschaftlichen Glauben, wenn möglich eine wissenschaftliche Frömmigkeit haben.

Sind es nun diese Tendenzen, welche der religiöse Sozialismus vor allem aufnimmt? Tritt er vor allem als eine neue wissenschaft-

---

*) Ansprache gehalten am Volksabend der religiös-sozialen Konferenz in Bern am 4. Mai 1913.